

# Von der Liebe zur Natur

Autor(en): **Heitler, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **85 (1981)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-318019>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Von der Liebe zur Natur

*Beeindruckt vom Vortrag von Prof. Dr. phil. et Dr. h.c. W. Heitler, Physiker und ehemaliger Direktor des Institutes für Physik an der Universität Zürich, den er am «Tag der Philosophie» im Rahmen des «Engadiner Kollegiums» 1979 unter dem Thema «Was ist Liebe» gehalten hatte, in dem er sich Gedanken «Von der Liebe zur Natur» machte, bat ich um die Übernahme des Manuskriptes, was mir freundlicherweise gewährt wurde. Ich freue mich, es Ihnen, liebe Kolleginnen, vorlegen zu dürfen. Das «Engadiner Kollegium», das jeweils in St. Moritz durchgeführt wird (nächstes Thema «Wahrheit und Wirklichkeit» vom 7.–12. September 1981) ist vor etwas mehr als zehn Jahren vom bekannten Psychotherapeuten Prof. Dr. med. Balthasar Staehelin (Zürich) gegründet worden. Der Zweck des Vereins besteht in der Durchführung wissenschaftlicher Tagungen (es nehmen Persönlichkeiten aus allen Wissensgebieten daran teil, aber jedermann, der für Zeitprobleme offen ist, kann durch Zuhören und auch kritisches Diskutieren mitmachen). Das Ziel ist, ein für die heutige Zeit verpflichtendes Menschenbild zu suchen. Die Studienwoche – vormittags ist frei – will dazu dienen, den Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen. Das Kollegium ist politisch und konfessionell neutral – aber immer ist etwas von der christlichen Botschaft zu spüren. Näheres: Engadiner Kollegium, 8032 Zürich, Englischviertelstrasse 56. rks*

(Siehe Sammelband 1979 EK,  
TVZ Verlag, Zürich)

Es ist ja sicher bekannt, daß ich von Beruf nicht *Naturliebhaber*, sondern *Naturwissenschaftler* bin oder war; sogar einer von denen, die es mit der exakten Wissenschaft zu tun haben, d.h. mit viel Verstandesarbeit, hoher Mathematik und strengem logischem Denken. Und nun schreibe ausgerechnet ich über Liebe. Wenn man genauer hinsieht, so verträgt sich sogar der rein verstandesmäßige, analysierende, objektivierende, exakt wissenschaftliche Zugang zu einem Ding oder Lebewesen gar nicht so gut mit Liebe zu demselben Ding. Man kann sich einen Menschen denken, der uns sehr interessiert – aus welchem Grund auch immer –, man kann versuchen, ihn zu analysieren, womöglich mit psychoanalytischen Methoden, Motive für seine Handlungen zu erforschen. Wird man diesen Menschen gleichzeitig lieben können? Ich glaube eigentlich kaum. Umgekehrt: wenn man ihn wirklich liebt, dann scheut man sich bestimmt, allzu penetrant in sein inneres Leben einzudringen. So taktlos ist man nicht, wenn man liebt. – Ein anderes Beispiel: wir betrachten eine Blume, die uns gefällt. Wir schauen genau auf ihre Gestalt, die Blütenblätter, ihre Farbe, die Staubgefäße, den Stempel und alles, was an ihr gestalthaft und farbig ist. Dann kommt es uns in den Sinn, daß wir vielleicht etwas über die chemischen Vorgänge wissen möchten, die im Stempel nach der Befruchtung vor sich gehen. Wir fangen an, die Blume zu untersuchen. Das können wir bestimmt nicht, ohne die Gestalt der Blume zu zerstören. Wir müssen den Stempel isolieren und auf alle möglichen Weisen chemisch behandeln. Gestaltbetrachtung und Analyse der inneren chemischen Vorgänge schließen sich aus. Wenn wir die Blume gar geliebt haben,

## Anschauung

dann wird uns die chemische Analyse kaum willkommen sein. Nun ist aber zu beachten, daß beide Zugänge zur Pflanze Berechtigung haben. Sie erschließen uns verschiedene Aspekte desselben Objekts: durch die Analyse erkennen wir u. a. die innere chemische Struktur, durch – möglichst intensive – Anschauung die Gestalt, die ja in erster Linie auch die biologische Art bestimmt. Um das Objekt als Ganzes zu erkennen, ist gewiß beides nötig, Gestalt *und* chemische Struktur – und noch sehr viel mehr. Aber die Zugänge zu den verschiedenen Aspekten kann man nicht gleichzeitig begehen. Und doch müssen sie zu einem einheitlichen Ganzen harmonisiert werden, denn das Objekt ist nun einmal ein Eines, Ganzes. Der Weg zur vollständigen Harmonisierung ist hier noch weitgehend unbekannt. Gestalt und chemische Struktur lassen noch keine rechte Verbindung erkennen, soweit ist die Wissenschaft noch nicht. Deutlich dürfte nur sein, daß die Ebene, auf der der Organismus als Ganzes erfaßt werden kann, weder die der rein chemisch-physikalischen Gesetzmäßigkeiten noch die der reinen Anschauung ist, sondern eine höhere Ebene, die man vielleicht die Ebene des Lebendigen nennen kann, deren Existenz aber von der Mehrzahl der Biologen einfach geleugnet wird.

Seit etwa 50 Jahren haben die Physiker einen recht guten Ausdruck zur Hand, der die eben beschriebenen Verhältnisse exakter faßt. Er entstammt einer der größten Entdeckungen in der Physik, die damals gemacht wurden. Es ist der Ausdruck Komplementarität. Bei der Erforschung atomarer Teilchen stieß man auf den berühmten Dualismus von Partikel und Welle, scheinbar widersprüchliche Bilder desselben Dings. Bei gewissen Versuchsbedingungen kann ein solches Teilchen in der Tat als kleines Partikel erscheinen, bei gewissen anderen Bedingungen aber als Welle. Nur kann nicht beides zusammen geschehen. Man nennt Partikel und Welle komplementäre Aspekte des Teilchens. Zur vollständigen Erfassung sind beide Aspekte unerläßlich. Die Harmonisierung der so widersprüchlich erscheinenden Bilder ist nun aber in diesem Fall vollkommen bekannt, was eben die große Entdeckung der Quantenphysik ausmacht. Sie spielt sich auf einer rein mathematisch-abstrakten Ebene ab, die der Anschauung unzugänglich ist. Ich kann hier nicht darauf eingehen.

Die hier in aller Kürze skizzierte gedankliche Situation mit ihrer eigenartigen Harmonisierung des Widerspruchs auf höherer Ebene ist in der schon mehrere Jahrtausende währenden Geschichte der Philosophie noch von keinem Philosophen vorweggenommen, nicht einmal irgendwie erahnt worden.

## Physik

Die Entdeckung dieser Tatsachen hat manchen Physikern die Augen dafür geöffnet, daß solche komplementären Verhältnisse auf vielen andern Gebieten recht häufig sind und gar nichts so Ungewöhnliches darstellen. An erster Stelle ist hier Niels Bohr selbst zu nennen, einer der Begründer der Atomphysik. Der Begriff Komplementarität wird dann oft in einer etwas lockereren Weise benutzt als in der Atomphysik, wo er ganz präzise gefaßt ist. – Diese Einsicht löst so manche Streitfrage auf. Wie oft fragt man: Wer hat recht, der eine oder



der andere? Und wie oft lautet die Antwort: eigentlich keiner, oder beide. So wäre etwa die Antwort, wenn man fragt, wer in der berühmten Polemik Goethes gegen Newtons Farbenlehre recht hatte. Newton analysiert diejenigen Eigenschaften des Lichts, die aus seiner Wellennatur (Newton meinte noch: aus seiner Natur als Lichtkugeln) entspringen. Goethe untersucht die Farben, wie sie vom Auge gesehen werden. Sich das Licht nach heutiger Kenntnis als elektromagnetische Welle zu denken, oder als gesehene und empfundene Farbe, sind komplementäre Aspekte des einen Objektes. Die Ebene, auf der beide zu einem harmonischen Ganzen werden, ist uns noch völlig unbekannt.

Wir gingen von einem lebendigen Organismus aus, den wir einerseits durch Betrachtung der Gestalt, andererseits durch Analyse innerer chemisch-physikalischer Vorgänge angehen können. Es ist jetzt klar, daß es sich auch hier um komplementäre Verhältnisse handelt, was die materialistischen Fanatiker unter den Molekularbiologen noch nicht begriffen haben. Viel Streit würde vermieden – bei Kenntnis der fundamentalen Bedeutung der Komplementarität.

Mit Polarität sollte das nicht verwechselt werden. Polarität zeigt sich nicht am gleichen Objekt, sie tritt stets getrennt auf, z. B. bei positiv oder negativ geladenen (sonst etwa gleichen) Körpern, bei Nordpol und Südpol der Erde, die ja nicht ineinander übergehen können.

In all diesen Fällen konzentriert sich die heutige Wissenschaft fast ausschließlich auf den analysierenden, quantitativen Aspekt. Nur die Hälfte der Welt wird von solcher Pseudowissenschaft ernstgenommen. So müssen wir in der Tat eine Wissenschaft nennen, die die Hälfte der Natur ignoriert. Wie haben wir doch die Welt zerschnitten, zerfasert, zerrissen, zerlegt – ja, zerstört gehört auch dazu – mit unserer einseitigen Analyse, die die Gestalt und Ganzheit der Naturdinge schon aus der Schule vertrieb! Ohne diese Ganzheit gibt es aber kein Lebewesen.

Aus intensiver Anschauung eines Naturobjekts erwächst sehr oft auch die Liebe zu ihm. In einem gesteigerten Maße darf solche Liebe als komplementärer Gegensatz zur Analyse betrachtet werden. Ich gehe so weit zu sagen, daß zur völligen Erfassung eines Naturobjekts auch die Liebe zu ihm gehört. Sicher eine sehr gewagte Behauptung, und es gibt gewiß nur wenige Naturforscher, die sie akzeptieren werden. Letzteres kann nur aus Erfahrung geschehen, man kann niemanden zwingen zu lieben. Aber eines dürfen wir bedenken: lieben vereinigt auch. Für jeden Menschen, der je einen andern geliebt hat, ist das eine Trivialität. Aber es gilt auch für die Liebe zur Natur, was wiederum eine Erfahrungstatsache ist. Und dieses, wenn auch meistens nur recht oberflächliche, Sich-Vereinigen führt zu einer vertieften Erkenntnis. Vielleicht ist es kein Zufall, daß in der Sprache des alten Testaments lieben und erkennen durch dasselbe Wort wiedergegeben wird, was ich früher nie begreifen konnte.

Abgesehen von diesen Überlegungen haben wir wahrhaftig allen Grund, der Natur mit mehr Liebe und Pflege zu begegnen, als wir es zur Zeit tun. Ich habe es so oft gesagt, und viele andere auch, daß

## Lieben und erkennen

ich mich fast schäme, es zu wiederholen. Unser gegenwärtiger Raubbau an der Natur, unsere rücksichtslose Zerstörungswut um kurzfristiger, egoistischer materieller Vorteile willen, ist schlicht und einfach Selbstmord der Menschheit. Schon mitten im Ersten Weltkrieg hat Albert Schweitzer als höchste ethische Forderung die Ehrfurcht vor dem Leben aufgestellt – genauer gesagt, die Forderung, daß es unsere ethische Pflicht sei, Leben wo immer möglich zu retten, zu bewahren, zu pflegen. Ganz ist die These nicht durchführbar, weil Fressen und Gefressenwerden zu den Grundgegebenheiten der Natur gehören und Voraussetzung dafür sind, daß Leben überhaupt möglich ist. Diese tragische Situation führte Schweitzer auf eine Urschuld des Menschen zurück, der in seinem Fall auch die Natur mit sich riß. Aber eben deshalb kann und muß die Schuld abgetragen werden. Und sie wird abgetragen – wenn auch nur äußerst langsam – dadurch, daß wir der Natur mit Liebe und Pflege begegnen. Schweitzer war nicht der einzige, der solche Gedanken vorgetragen hat. Ähnliches ist schon bei Paulus zu lesen. Wohl aber hat Schweitzer die Liebe zur Natur am gründlichsten im Zusammenhang mit unserer Urschuld durchgedacht.

Nachdem ich mich rund 40 Jahre lang vornehmlich mit der verstandesmäßigen Seite des Zugangs zur Natur beschäftigt habe, begreift man vielleicht jetzt, daß ich mich nun dem komplementären Gegensatz dazu zuwenden möchte.

Von der Liebe zur Natur wollen wir also reden. Liebe zur Natur: Ist das nicht eine völlige Trivialität, etwas Selbstverständliches? Lieben wir nicht alle den Wald, in dem wir am Sonntag oder in den Ferien spazieren gehen; lieben wir nicht unseren Garten, unseren Hund oder unseren Papagei, der unseren Gästen Frechheiten nachsagt? Das alles ist recht so. Liebe zur Natur ist durchaus nichts Außergewöhnliches und nicht etwas, das man so ganz besonders verlangen müßte. Und doch gibt es wesentlich einschneidendere Seiten zu diesem Thema. Die genannten Varianten der Liebe zur Natur genügen ganz einfach nicht.

## Tier

Es gibt einzelne Menschen, die zu Tieren eine besonders intime Beziehung haben. Manche haben auch Bücher darüber geschrieben. Da gibt es beispielsweise die Geschichte des Ehepaars Adams in Kenya, das eine Löwin namens Elsa bei sich hatte, fast wie ein Haustier. Obwohl Elsa eine Zeitlang in die Wildnis zurückkehrte, kam sie wieder «nach Hause» – mit zwei Löwenbabys. Es gibt Menschen, die zu praktisch allen nicht ganz primitiven Tieren in enge Beziehung treten können. Obwohl ich nicht zu diesen Menschen gehöre, wurden mir einige Erlebnisse mit Tieren und Pflanzen zuteil, über die ich nun berichten will.

Von zwei Erlebnissen möchte ich erzählen. Das erste mag noch recht alltäglich sein – nur für mich war es das nicht. Es liegt wenige Jahre zurück. Ich war auf dem Weg zu einer fernen Universitätsstadt, wo ich Vorträge halten sollte. Meine Frau begleitete mich. Um die lange Reise zu unterbrechen, nahmen wir eine Einladung an, bei einem alten Bekannten unterwegs zu übernachten. Er war ein reicher



Witwer, der ein schönes Haus am Meer besaß. Er lebte allein in diesem Haus, mit einer Haushälterin, die aber nicht jeden Tag kam. – Es ist heute nicht unüblich, Reichtum mit Bösartigkeit zu identifizieren. Dieser Mensch, der zu den edelsten zählt, die ich kenne, verwendete sein Geld dazu, einen Verlag – ein reines Verlustgeschäft – zu unterhalten, in dem Bücher erschienen, von denen der Verleger glaubte, daß sie in seinem Land bekannt werden sollten. Auf dem Weg über den Verlag lernte ich unsern Gastgeber vor Jahren kennen. Es tat wohl, einen Tag in seinem Haus zu verbringen. Ich habe absichtlich die Atmosphäre beschrieben, denn es scheint mir, daß sie dazugehört.

Nach dem Abendessen zogen wir uns in die Bibliothek, ein kleines Zimmer, zu weiteren Gesprächen zurück. Ich hatte meine Hand auf die rechte Armlehne des Sessels gelegt. Plötzlich fühlte ich sie feucht werden. Ich senkte meinen Blick nach rechts unten und blickte in zwei tiefschwarze Augen, die mich intensiv anblickten und zu dem wunderschönen Gesicht eines Hundes gehörten. Ich streichelte seinen Kopf, er schmiegte sich an meine Beine, blickte mich aber weiter unentwegt an. Irgend etwas schienen diese Augen sagen oder fragen zu wollen. Was, wußte ich nicht. Irgendwie durchdrang mich das Gefühl einer großen gegenseitigen Nähe. Soll ich den etwas kitschigen Ausdruck «Liebe auf den ersten Blick» gebrauchen? Vielleicht beschreibt er die Situation doch nicht so richtig. Diese verschwiegene Nähe ist etwas anderes, etwas Tieferes; eben deshalb, weil es sich um zwei so ganz verschiedene Wesen handelt. Nun muß ich noch sagen, daß meine Frau zu den oben genannten Menschen gehört, die von vornherein eine enge Beziehung zu fast allen Tieren haben. Es war darum selbstverständlich, daß unser Vierter im Kreise sich auch meiner Frau zuwandte, mit gleicher Intensität. Er liebte nicht mich persönlich, er fand sich irgendwie einigen vereinzelt Menschen nahe. Er wich nicht mehr von unserer Seite, bis zu unserer Abreise.

Es ist mir noch fast nie passiert, daß ich das Gesicht eines Tieres in Erinnerung behielt. Hier war es anders. Noch heute steht mir sein Gesicht so klar vor Augen, daß ich es malen könnte – wenn ich malen könnte.

Ich blieb mit unserem Gastgeber in Korrespondenz. Einige Monate nach unserem Besuch schrieb er am Schluß eines Briefes: «Es ist etwas ganz Merkwürdiges um T. (das ist der Hund). Manchmal zeigt er Reaktionen, die menschlichen Reaktionen außerordentlich ähnlich sind.» – Welches Innenleben mag dieses Tier haben, daß es uns so nahekommen kann!?

Das zweite Erlebnis, das ich erzählen möchte, liegt ziemlich genau 40 Jahre zurück. Es war im Sommer 1939, und ich arbeitete während eines Semesters an der Universität Cambridge. Es war ein herrlicher Sommer; ich wohnte in einem Haus mit einem großen Garten, der mehr einer wildwachsenden Wiese glich. Es war eine sehr bedrückende Zeit. Der Zweite Weltkrieg war nur wenige Wochen entfernt; aber das Publikum war blind, blind gemacht durch die Chamberlain-Euphorie: «Friede für unsere Zeit.» Das wurde einem weisgemacht, und jeder, der bei Verstand war, wußte, daß das Gegenteil wahr war. Und

ein Zweites war fast noch bedrückender für mich persönlich, etwas, das ich nur mit ganz wenigen Menschen besprechen konnte. Es war die Zeit, in der die ersten Versuche über die Uranspaltung gelangen. Die Physiker um mich herum ahnten, was kommen sollte. Es wurde immer wahrscheinlicher, daß hier etwas Technisch-Praktisches, sehr Wichtiges, möglich wurde, das die Welt verändern würde. Und sie wurde wenige Jahre später gründlich verändert! Obwohl alles darauf hindeutete, daß das Neue eine Superwaffe, ein Massentötungsinstrument sein würde, drängten die meisten danach, hier mitzumachen: Es war der Anfang der Atombombe – und das Ende der reinen Wissenschaft.

Ich war oft im Garten meines Hauses und schaute die einzelnen Blumen und die Insekten an. Ich hatte die Metamorphose der Pflanzen von Goethe gelesen, um in einer etwas anderen Art von Wissenschaft Trost zu finden. Ich versuchte das zu lernen, was Goethe die Anschauung nannte und für so wesentlich hielt.

## Blume

Eines Tages betrachtete ich ein Gänseblümchen mit einem ziemlich großen Köpfchen. Ich versenkte mich in die vielen schneeweißen Blütenblättchen, von denen ich später erfuhr, daß jedes für sich eine ganze Blüte ist. Und dann in der Mitte die vielen gelben Kügelchen, jedes für sich wieder eine ganze Blüte. Die ganze Blume war keine einzelne Blüte, sondern ein sogenanntes Kompositenköpfchen. Aber soweit war ich damals noch nicht mit meinem Wissen. Sehen – anschauen und wieder anschauen – war alles, was ich wollte.

Ich hatte das Gänseblümchen gepflückt, um es besser von allen Seiten betrachten zu können. Nun schaute ich es wieder an, in das volle Köpfchen. Da geschah etwas Unerwartetes, etwas, das wohl nur Dichter ganz glaubwürdig beschreiben können. Ich will es erzählen, so gut ich kann. Es war mir, als hätten sich plötzlich die Rollen vertauscht. Nicht ich schaute das Gänseblümchen an – es schaute mich an, tief, ernst und doch auch heiter. Es war mir, als wollte es etwas sagen. Man sagt oft: diese Landschaft, dieses Bild spricht mich an. Von Worten war natürlich keine Rede. Aber hier wurde es ganz real, das Angesprochensein, ein Mitteilen wie: «Sieh, ich lebe, ich will da sein und leben (hierin lag nicht der geringste Vorwurf gegen das Gepflücktsein; im Gegenteil, es schien beglückt, daß ich es zu mir genommen hatte); nimm mich zu dir, hab mich gern.» Die ersten Worte klingen an Albert Schweitzer an. Das wußte ich aber erst viel später. Gänseblümchen zu lieben ist nicht so schwer. Irgendwo nennt es der Volksmund auch «Maßliebchen». Irgendeine innere Verbindung bestand plötzlich zwischen der Blume und mir.

Kurz bevor ich diesen Vortrag niederschrieb, las ich fast zufällig ein Zitat aus den gesammelten Schriften eines der bedeutendsten Begründer des Neuplatonismus aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.: Plotin. Er hatte auch einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwicklung des Christentums. Ich war betroffen und staunte, als ich las: «Schauen und Geschaut-Werden ist eins. Der Geschaute und der Schauende sind eins.» – Kürzer, prägnanter und eindrucklicher kann man das eben beschriebene Erlebnis kaum in Worte fassen.



Aber zurück zum Jahre 1939. Ich wurde sofort an ein Gedicht erinnert, das ich wenige Wochen vorher zum letzten Mal gelesen hatte. Es war der Schluß der neunten Duineser Elegie von Rainer Maria Rilke. Das Erlebnis schien mir in der Tat wie eine Bestätigung Rilkes. Die letzten Worte, mit denen ich es beschrieb, klingen auch an ihn an. In der Elegie ist die Rede davon, daß wir dem Engel unsere irdische Welt preisen sollen. Der Engel, der immer wiederkehrende Rilkesche Engel, ist wohl der Repräsentant der transzendenten, geistigen Welt. Ihm sollen wir die vergänglichen Dinge unserer Welt zeigen und rühmen. Ich zitiere jetzt:

## Transzendenz

----- Und diese, von Hingang  
lebenden Dinge verstehn, daß du sie rühmst; vergänglich  
traun sie ein Rettendes uns, den Vergänglichsten, zu.  
Wollen, wir sollen sie ganz im unsichtbarn Herzen verwandeln  
in – o unendlich – in uns! Wer wir am Ende auch seien.

Erde, ist es nicht dies, was du willst: *unsichtbar*  
in uns erstehn? – Ist es dein Traum nicht,  
einmal unsichtbar zu sein? – Erde! unsichtbar!  
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?  
Erde, du liebe, ich will. Oh glaub, es bedürfte  
nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen –, *einer*,  
ach, ein einziger ist schon dem Blute zu viel.  
Namenlos bin ich zu dir entschlossen, von weit her.  
Immer warst du im Recht, und dein heiliger Einfall  
ist der vertrauliche Tod.

Der Sinn ist nicht schwer zu verstehen (es gibt schwierigere Stellen bei Rilke). Die Dinge der Natur wollen durch liebendes Anschauen einen Platz in unserem Innern gewinnen, da, wo alles, was wir lieben Ort und Raum hat. Sie, die für sich keine Unvergänglichkeit beanspruchen können, wollen durch uns Rettung erlangen, sie wollen in unsern Tod und dadurch in die jenseitig-transzendente Welt mitgenommen werden. In unserm Innern sind sie «unsichtbar», das heißt sie gehören schon einer andern, höheren Welt an. Wenn wir sie tief in uns aufgenommen haben, dürfen wir sie mitnehmen, sobald wir selbst die uns überragende jenseitige Welt betreten. Unsichtbar, das heißt vergeistigt. – Und «gerühmt» werden wollen diese Naturdinge auch noch. Wer möchte das nicht! *Wir* sollen sie rühmen, wir sollen sagen daß sie zu uns gehören, daß wir sie lieben; und wir sollen es dem Engel sagen, d.h. in der geistigen Welt, in die wir eintreten werden.

Noch bei einem andern Dichter habe ich eine recht eindruckliche Aufforderung zur Liebe der Natur gefunden. Ich kann nicht genau angeben, in welchem Zusammenhang das Folgende steht, ich habe nur ein kurzes Prosastück zu Händen bekommen; der Autor ist Fjedor Dostojewskij. Ich zitiere:

«Liebet die ganze Schöpfung Gottes, die ganze Welt und jedes Sandkörnchen auf Erden! Jedes Blättchen, jeden Lichtstrahl Gottes habet lieb! Liebet die Tiere, liebet die Pflanzen, liebet jedes



## Göttliche Weisheit

Ding! Wirst du aber jedes Ding lieben, dann wirst du auch Gottes Geheimnis in den Dingen erfassen.»

Hier wird uns noch etwas Neues gesagt: Liebe zur Natur – ein Zugang zum Geheimnis Gottes! Wieso? Zweierlei können wir sagen: die Natur ist Gottes Schöpfung, und sie lieben heißt auch Gott lieben. Zweitens: Liebe an sich, so wird uns ja immer wieder in der Bibel gesagt, ist göttlich – wenn es nicht sogar viel direkter heißt: Gott *ist* Liebe. Das liebevolle Anschauen der Natur wird also als ein Weg betrachtet – drücken wir es etwas vorsichtiger aus als Dostojewskij –, der Göttliches erahnen läßt und der wohl auch göttlicher ist als der rein intellektuelle Zugang. Die Schönheit der Naturdinge läßt uns ja auch immer von Schöpfung reden. Ich persönlich würde freilich sagen, daß auch der intellektuelle Weg, der innere Naturgesetze erschließt, etwas von göttlicher Weisheit erahnen läßt, vorausgesetzt, daß dieser Weg richtig in diesem Sinne gegangen wird.

## Schonung der Natur

Liebe zur Natur. Dies wollen wir nicht in dem anfangs genannten oberflächlichen Sinn, sondern nur in dem tieferen, uns mit der Natur einigenden Sinn verstehen. Wir wissen – wenn wir dafür offen sind –, wie eng die Einigung sein kann. In neuester Zeit sind wir eindrücklich auf unsere ökologische Verbindung mit der Natur hingewiesen worden. Wir, die Verschwender und Zerstörer der Naturdinge, sind doch in Wirklichkeit die Abhängigen, die von der Natur reich Beschenkten (nicht umgekehrt!), dadurch eben aufs engste verbunden mit der Natur. Diese Verbindung darf nicht so äußerlich, vor allem nicht so einseitig bleiben. Wir können nicht für immer die Beschenkten, Nehmenden, Opfer Annehmenden bleiben. Welche Opfer bringt uns die Natur doch, indem sie sich selbst uns zur Nahrung darbietet! Das hat aber sein Ende in der Endlichkeit der Natur. Die Rückgabe, als Schonung und Liebe, ist ethische Pflicht. Das hat uns Albert Schweitzer gesagt. Das rettende In-uns-Aufbewahrtsein, wie es Rilke beschreibt, ist der Ethik Albert Schweitzers sehr nahe. Beides wird noch ergänzt und übertroffen durch das Tiefste, das hierüber vielleicht je gesagt wurde, durch die religiöse Perspektive, wie sie im 8. Kapitel des Römerbriefes von Paulus beschrieben ist. Wir lesen dem Sinne nach etwa: «Das Geschaffene (die Natur) sehnt sich nach dem Offenbarwerden, also dem Erscheinen der Söhne Gottes, d. h. der von Gott angenommenen, erlösten Menschen ... in der Hoffnung, daß auch sie befreit werden wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes.» Die Befreiung zur Herrlichkeit ist nichts anderes als Erlösung. Anders ausgedrückt: durch unsere Urschuld haben wir die Natur mitgerissen in den unerlösten Zustand, in den uns dienstbaren Zustand, in dem sie, nach Paulus, «seufzt und sich schmerzlich ängstigt». Mit unserer eigenen Erlösung geht die Erlösung der Natur einher und muß einhergehen.

Nach dieser esoterischen Vision von Paulus in eine wohl sehr ferne Zukunft kehren wir noch einmal zurück zu unserer unerlösten Erde. Nichts anderes bleibt uns zu tun als dies: die Natur, die unsere Erde hervorbringt, zu lieben. Nur dies.